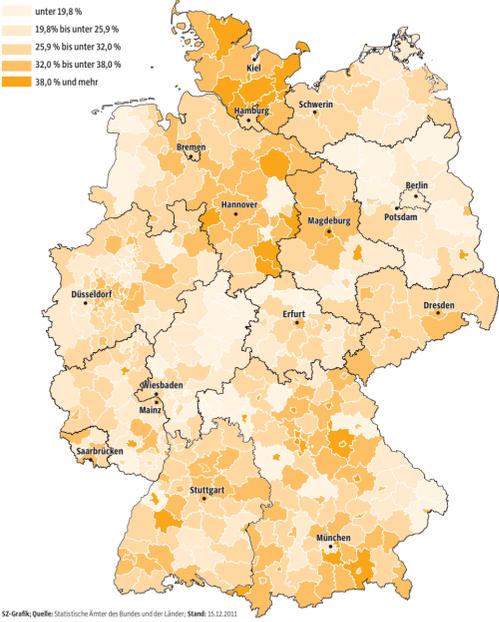


Anteil der Pflegebedürftigen, die im Heim betreut werden



52-Quelle: Grafik: Statistische Ämter des Bundes und der Länder; Stand: 15.12.2011

Zahlen, bitte

In Deutschland sind aktuell mehr als 2,6 Millionen Menschen pflegebedürftig. Knapp 1,9 Millionen werden zu Hause versorgt, die Hälfte von Angehörigen, die andere Hälfte von oder mit Hilfe von ambulanten Pflegediensten. 764 000 Menschen, also knapp ein Drittel aller Pflegebedürftigen, leben im Heim. Die Wahrscheinlichkeit, im Alter in eines der bundesweit 13 000 Pflegeheime zu kommen, unterscheidet sich von Bundesland zu Bundesland stark (siehe Karte). Am höchsten ist sie in Schleswig-Holstein: 40 Prozent aller Pflegebedürftigen erhielten dort im Dezember 2011 eine vollstationäre Dauerpflege. In Brandenburg waren es nur 23 Prozent. Auch zwischen den Landkreisen gibt es deutliche Unterschiede. Den höchsten Prozentsatz hatte 2011 die bayerische Stadt Landshut mit einem Anteil von 48 Prozent. Am niedrigsten war die Quote in den Landkreisen Uckermark (Brandenburg) und Freyung-Grafenau (Bayern) mit jeweils nur 15 Prozent.

„Wie hoch die Heimquote ist, hängt stark vom Ausbau der ambulanten Dienste ab“, sagt Alexander Künzel, Vorsitzender der Bremer Heimstiftung. Und davon, wie Kommunen Quartierskonzepte und alter-

native Wohnformen förderten. „Ein dritter Faktor sind die Angehörigen. In Regionen mit höherer Arbeitslosigkeit ist die Wahrscheinlichkeit, ins Heim zu kommen, etwas geringer.“ Um die Pflege zu Hause stärker zu fördern, gilt seit dem 1. Januar 2015 das Pflegegeldgesetz. Menschen mit „erheblich eingeschränkter Alltagskompetenz“ – oft Demenzerkrankte – stehen künftig fast alle Leistungen der Pflegeversicherung zu. Tages- und Nachtpflege können außerdem zusätzlich zu den Geldleistungen für häusliche Pflege in Anspruch genommen werden. Neu ist auch die Förderung von Pflege-WGs mit bis zu 16 000 Euro. Für die Finanzierung stieg der Beitragssatz um 0,3 Prozentpunkte auf 2,35 Prozent (Kinderlose: 2,6 Prozent).

Durchschnittlich zahlt jeder Bürger laut Barmer GEK Pflegereport 2012 im Lauf seines Lebens 31 000 Euro für stationäre Betreuung plus 6000 Euro für ambulante Versorgung. Tendenz steigend. Frauen werden dabei vor allem wegen ihrer längeren Heimpflege deutlich mehr belastet. Sie müssen zu ihren Pflegekosten privat etwa 45 000 Euro beisteuern. Bei den Männern beträgt der Eigenanteil rund 21 000 Euro. 52

BESSER BERATEN

In Mannheim zeigt ein Verein, dass häusliche Pflege mehr sein kann als reine Versorgung

unsrerer heutigen Gesellschaft ordnen wir den Willen aller Menschen viel zu sehr sozialen Normen unter“, sagt Margot Klein. Alte Menschen würden oft in Krankenhäuser oder Psychiatrien eingewiesen „aber nicht, weil es wirklich notwendig ist, sondern weil es zum Beispiel das Gewissen besorgter Angehöriger beruhigt.“ Oft seien die Entscheidungen sogar unlogisch. „Stürzt ein alter Mensch, so heißt es oft: ‚Der muss ins Heim!‘ Dabei ist dort die Sturzfahrt viel größer, als zu Hause, wo er jeden Zentimeter kennt.“

Und dann ist da auch noch das große Unverständnis zwischen den Generationen. Und bei Kindern fällt es vielen schwer, sich in alte Menschen hineinzuversetzen. Die Scheu, Fremde um Hilfe zu bitten, die Scheu, sich beim Anziehen helfen zu lassen, die Angst, das vertraute Ehebett gegen ein Pflegebett tauschen zu müssen, die Verwirrtheit, wenn die Socken nicht mehr auf der Kommode, sondern aufgeräumt im Schrank liegen – all diese Erfahrungen haben die Jüngeren nicht selbst gemacht.

Empathie ist deshalb eine Grundvoraussetzung für alle 80 Viva-Mitarbeiter. Neben drei Beraterinnen beschäftigt der Verein auch Pflege- und Hauswirtschaftskräfte mit denen er die individuelle Betreuung direkt umsetzen kann. Außerdem gilt: Die Klienten sollen so autonom wie möglich bleiben und nicht, wie so oft, schwächer gemacht werden, weil das leichter für die Pfleger ist.

Der wichtigste Grundgedanke aber ist die Verbindung von Sozialarbeit und Pflege. Denn verschiedene Studien haben gezeigt, dass die häusliche Pflege meist nicht am fehlenden Lift sondern an zwischenmenschlichen Konflikten und mangelnder Kommunikation zwischen Diensten, Ärzten und Angehörigen scheitert. Bevor das Betreuungskonzept erstellt wird, sprechen die Beraterinnen deshalb lange mit den Angehörigen, Nahesten und Ärzten und beraten bei familiären Konflikten eine Familienitzung ein.

Schön und gut, aber die Kosten? Margot Klein zeichnet bei dieser Frage gerne zwei Kurven in ein Koordinatensystem. Bei der normalen häuslichen Pflege sind die Kosten zu Beginn niedriger, steigen dann aber bei einer Krise – zum Beispiel bei einem Sturz oder einer Erkrankung stark an. Beim Viva-Modell sind die Kosten zu Beginn wegen der aufwendigen Abstimmung etwas höher, dann sinken sie, und bleiben in der Regel recht lange konstant. „Die Leute sind nach einem langsamen Aufbau der Pflege weniger verwirrt und stürzen viel seltener, als wenn von heute auf morgen drei unbekannte Pfleger bei ihnen einfallen“, sagt Klein. Und sie bleiben länger selbstständig. Als dem alten Lehrer zum Beispiel der große Löffel zu schwer wurde, haben sie ihn nicht etwa gefüttert. Sie haben ihm einen kleinen Löffel gegeben. ANN-KATHRIN ECKARDT

MITHELFEN TROTZ DEMENZ

In Potsdam haben Angehörige eine große Wohnung für ihre Eltern gemietet

Das Leben gilt Hildegard Patzwald, 91, und Johanna Ebner, 84, in letzter Zeit viele Rätsel auf. Wer das Saftglas vor ihr auf dem Couchtisch eingeschwenkt hat zum Beispiel, kann sich Hildegard Patzwald beim besten Willen nicht erklären. „Ist schon wieder voll!“, sagt sie verwundert. Und wer die fallen Menschen im Raum sind? „Die gehört dazu“, murmelt sie und nickt zu einer auf der Nachbarcouch schlafenden Mitbewohnerin. „Aber die?“ Ihr Blick bleibt skeptisch an der Pflegerin hängen. Neben ihr macht Johanna Ebner eine wegwerfende Geste. „Kann man nicht wissen“, sagt sie. Womit das Thema für die Frauen geklärt ist, und sie sich anderen Fragen zuwenden, den Hauschwaden etwa, die Hildegard Patzwald gerade im Wohnzimmer entdeckt hat.

Das Leben mag zuweilen verwirrend sein, schlecht aber ist es offenbar nicht. Die Frauen verstehen sich. Und es sieht aus, als täten sie, was sie schon immer gerne taten: ein bisschen ratschen. „Leben wie ich bin“ heißt die Wohngemeinschaft in Potsdam Babelsberg, in der die beiden Frauen zusammen mit sechs weiteren demenzerkrankten Menschen leben. Die WG soll ihnen ein weitgehend normales Leben ermöglichen. Acht Zimmer reihen sich entlang eines breiten, vom Licht großer Dachfenster durchfluteten Flurs, an dessen Ende sich eine große Wohnküche anschließt. Die Einrichtung ist behaglich und zusammengewürfelt, eher Studenten-WG als Pflegeheim. Ein Heim soll diese WG gerade nicht sein. Sie wurde von Potsdamer Eltern gegründet, die mit der Pflege der Eltern zu Hause überfordert waren, sie aber nicht in ein Heim geben wollten. Ein professioneller Pflegedienst versorgt die Bewohner. Die Angehörigen aber übernehmen als Trägerverein die Verantwortung. Vom Austausch der Glühbirnen bis zur Balkonbepflanzung haben alle Aufgaben. Diese Mischung aus Selbst- und Fremd- und einer doch gesunden Distanz zu den Kranken im Alltag zeichnet die WG aus. Sie unterscheidet sie auch von anderen, neuerdings oft von professionellen Trägern angebotenen Pflege-WGs.

Mindestens eine Pflegerin und eine weitere Betreuerin kümmern sich rund um die Uhr um die Kranken. Das ist mehr Personal als anderswo, und so bleibt viel Zeit, die Bewohner in die Hausarbeit einzubeziehen. Während eine Pflegerin Zäpfchen für eine Linsensuppe in einen Topf rührt und Frau Patzwald und Frau Ebner das Schauspiel vom Sofa aus beobachtet, schnippelt eine dritte Frau, die ehemalige Schauspielerin Thea Reichelt, neben ihrer Geste Gemüts. Die Bewohner tun hier, was sie immer gemacht haben und womit sie sich noch auskennen. Das beruhigt. Die WG hat deshalb wenig Probleme mit aggressiver oder aggressivem Verhalten.

Teils als ein Heim sei es bei ihnen trotzdem nicht, sagt Birgitta Neumann, eine der Gründerinnen. „Wir wollen eben keinen Profit machen.“ Das Konzept erinnert an Elterninitiativen, die in Eigenregie Kindergärten eröffnen. Die ersten diesjährigen Vertreter standen in den Sitzbürgern als Gegenbewegung zu den autoritären Erziehungskonzepten. Auch die Gründer der Potsdamer Pflege-WG wählten mit ihrem kleinen, nah an die Angehörigen gebundenen Konzept neue Wege. Diese verteilte, beherzt Teller, rückt Stück gerade. Frau Ebner spült derviel das Frühstücksgeschirr. Es ist nur der ganz normale Alltag. Doch im Alter ist solcher Alltag Luxus. NINA VON HARDENBERG

Ich wollte einen Ort für meinen Vater finden, an dem seine Persönlichkeit erhalten bleibt und er glücklich ist – trotz Demenz.“

Birgitta Neumann



Mittagschlächfen auf der Couch im Wohnzimmer: Eva Hütter ist eine von acht Bewohnern der Potsdamer Demenz-WG. Zwei Pflegerkräfte kümmern sich hier um sie und die anderen. Die Leitung der WG übernehmen die Angehörigen. In Pflegeheimen ist ein Mitarbeiter oft für zehn und mehr Bewohner zuständig.



Oben: Christina Lange holt ihre Mutter Hildegard Patzwald für einen Spaziergang aus der Demenz-WG in Potsdam ab. Dort hat jeder Bewohner sein eigenes Zimmer. Die Einrichtung ist behaglich und zusammengewürfelt, eher Studenten-WG als Pflegeheim.



Unten: Die jüngste Bewohnerin ist zwei, die älteste 76 Jahre alt – in Aschaffenburg leben 42 Menschen und drei Generationen zusammen unter einem Dach. Das ist meistens sehr bereichernd, aber manchmal auch ganz schön anstrengend, außer für die Kinder.

FOTOS: ENVER HIRSCH



WIE EINE ZWEITE FAMILIE

In Aschaffenburg leben 42 Menschen unter einem Dach

Sie war von ihrem Plan überzeugt, zu hundert Prozent. Trotzdem hatte Gabi Saal-Bauer einige schlaflose Nächte. Waren zehn Wohnungen zu wenig? 26 zu viel? War das Haus zu groß? Die Wohnungen zu klein? Würden die Bewohner zusammenpassen? Was, wenn sie nach einem Jahr doch wieder ausziehen wollte?

Gabi Saal-Bauer hat getan, was die meisten Menschen tunlichst vermeiden, den: Sie hat in der Mitte ihres Lebens das Ende geplant. Mit 50 Jahren und ein paar Monaten Alter verwirklichte ein Mehrgenerationenhaus mitten in Aschaffenburg, 26 Wohnungen mit Balkon und Aufzug – ganz ohne Eigenkapital und Bauerfahrung.

Wie das funktioniert? Die Kurzversion geht so: In die Sprechstunde des Bürgermeisters gehen, Plan vortragen, Bürgermeister überzeugen, dass auch Kommunen und Städte Antworten auf den demografischen Wandel finden müssen, mit der Stadt geeignete Haus suchen, Haus von der Stadt kaufen und renovieren lassen, Bewohner auswählen, Wohnung von der Stadt mieten, einziehen.

In der Langversion vergingen dann doch mehr als zehn Jahre von der Idee bis zum Einzug. „Wir hatten ja überhaupt keine Ahnung, wie man so etwas angeht“, sagt Gabi Saal-Bauer. Klar war nur: Viel Eigenkapital hatten sie alle nicht. Neben der finanziellen Frage ging es vor allem darum, wer dort überhaupt wohnen sollte. Nur Freunde und Verwandte? Sie entschieden sich schließlich für Letzteres und gründeten einen Verein. Zur ersten öffentlichen Info-Veranstaltung kamen die Leute in Scharen. 200 Interessierte. „Dabei hatten wir damals weder ein Objekt, noch eine genaue Vorstellung von der Bewohnerzahl“, erzählt Saal-Bauer. Zum Kennenlernen organisierten sie einen monatlichen Stammtisch. Irgendwann in einer der schlaflosen Nächte wurde Gabi Saal-Bauer klar: Zehn Wohnungen reichten nicht. Da wird zu viel beobachtet, zu viel getratscht.

Als sie drei Jahre später von der Stadtbau Aschaffenburg verschiedene Häuser präsentiert bekamen, fiel die Wahl deshalb auf ein ehemaliges Gebäude der US-Armee. Zwei Häuser, in Keller und Erdgeschoss miteinander verbunden, vier Parzellen, fünf Familien, darunter drei Alleinerziehende, mit insgesamt acht Kindern, zwei Hunde, zwei Katzen und eine Schildkröte. Die jüngste Bewohnerin ist zwei, die älteste 76. Erlebt man sie alle zusammen

am großen Tisch im Gemeinschaftsraum, dann fragt man sich tatsächlich kurz, warum nicht alle Menschen in solchen Häusern wohnen. Gestern haben sie in der Gemeinschaftsküche Plätzchen gebacken, morgen früh werden sich ein paar Damen zum Yoga treffen, danach folgt eine Filmmatinée. 14-tägig trifft sich der Chor, einmal im Monat die Theatergruppe. Resi bügelt für Susanne die Wäsche. Susanne schreibt einen Theateras schwarze Brett, wenn sie einen Babysitter für Lukas braucht. Flora, 2, geht zu Rita, 76, wenn sie vorgelesen bekommen will. Beate setzt sich auf ihren Balkon, wenn sie jemanden zum Quatschen sucht. „Das Allerschönste hier ist, dass einfach immer jemand für einen da ist!“, sagt Rita Rehberg.

Allerdings nicht zum Pflege, so weit geht die Nachbarschaftshilfe nicht. Aber für andere einkaufen, wenn einer krank ist, das ist hier selbstverständlich. Oder trösten. Als vor ein paar Monaten Ritas Kater Samy starb, luden die einen Nachbarn sie zum Frühstück ein, die anderen zum Kaffee. Das ganze Haus trauerte mit ihr.

Ein deutsches Bullerbü ist aus der Kaserne trotzdem nicht geworden. Wenn die monatliche Hausgemeinschaftssitzung, eine Pflichtveranstaltung für alle Bewohner, mal ausfällt, ist die Aorta geplätzt, wie ein poröser Schlauch, so drückte es der stark schwitzende Notarzt aus.

Als sie in den Ambulanzwagen geschoben wurde, sagte meine Mutter zu mir jenen trockenen, halbröhrischen Satz, den sie so oft zu sich selbst gesagt hatte, etwa 1945 als junge Frau der Torpedofabrik an der Ostsee, als sie vom Kriegsende überrascht wurde. Dieser Satz, ein Mantra fast, lautet: „Sieh zu, wie du zurecht kommst.“

Was sie meinte war: Sieh zu, wie du mit Vater zu-recht kommst. Der saß zu Hause mit einem verbandelten Auge nach einer Grauer-Star-OP, 90 Jahre alt, gebrechlich, hilflos und ängstlich, weil nun meine Mutter nicht mehr da war, die sich buchstäblich bis zum Unfalltod um ihn gekümmert hatte und vielleicht nie wieder kommen würde. In diesem Moment wurde mir klar, dass ich nirgendwo hingehen würde – schon gar nicht ans andere Ende der Welt.

Die folgenden Monate verbrachte ich in einem Zustand extremer nervlicher Überreiztheit, der am Ende meine Beziehung zum Opfer fiel. Meine Partnerin wollte unbedingt nach Buenos Aires und ist nun allein dorthin gegangen, was ich ihr nicht nachtrahe.

Ich rannte indes zwischen der Intensivstation, auf der meine frisch operierte Mutter lag, und meinem Elternhaus hin und her. Dort versuchte ich mit Nachbarn und dem ambulanten Dienst des Roten Kreuzes, meinen pflegebedürftigen Vater über die Stunden zu bringen – bis er nach einem Abends ohnmächtig in die Arme sackte. Ich rief den Notarzt, Verdacht auf Schlaganfall. Ob es einer war, wurde nie ganz geklärt. Aber mir wurde klar, dass es nicht weiterging. Ich beschloss, eine stationäre Pflege für ihn zu suchen. Meine Eltern sind unsentimentale Vernunftmenschen, Naturwissenschaftler beide, preußische Protestanten, die mit Haltung und Nüchternheit den Krieg überlebt haben. Grenzsituationen tragen Menschen aus dieser Zeit besser als unsere verzerrte Wohlstandsgeneration. Doch jetzt meuterte mein Vater. In Pflege? Da will ich nicht hin“, berliernerte er und sah mich traurig aus seinem Krankenhausbett

Ich wollte nicht alleine alt werden, aber auch nicht wieder in eine WG ziehen. Jetzt lebe ich mit einer großen Wahlfamilie zusammen.“

Gabi Saal-Bauer



EINE STADT PFLEGT SICH SELBST

In Riedlingen helfen Freiwillige den Betagten und bekommen dafür später Hilfe zurück

Kurz bevor der nachmittägliche Nusszopf auf den Tisch kommt, schreiben die Betreuerinnen wie üblich den Zettel für Hilde Ege. „Hilde wird um 15.30 Uhr mit dem Bus nach Hause gebracht“. Immer wieder streicht die Hochbetagte über das Papier; es ist ihr Schlüssel, ihre Verankerung in der Welt. Längst nicht alle Gäste, die die Tagespflege im schwäbischen Riedlingen besuchen, wissen, wie sie wieder heimkommen. Manche haben nur undeutliche Vorstellungen davon, wo sie sind. Doch dass sie ein Zuhause haben, wissen alle. Gabe es die Tagespflege der Seniorengemeinschaft nicht, bliebe manchen nur der Umzug ins Pflegeheim.

Maria Friedrich und ihre Schwester Elisabeth Bläicher kennen die eigenen Rituale. Doch das sind etwa 20 Gästen der Einrichtung Halt geben. Sie sind vertraut damit, dass Johanna Eigner ihnen vor dem Mittagstisch einen Kuss aufdrücken wird. Sie wissen, welche der alten Menschen nach der

Mittagsruhe ihre Zeit zum Richten von Kleidung und Haar brauchen und welchen sie den wirren grauen Schopf kämmen müssen. Die beiden Hausfrauen – 55 und 63 Jahre alt – gehören zu den fast 700 Einwohnern, die sich in der Seniorengemeinschaft engagieren.

Vor 23 Jahren, als immer mehr junge Menschen aus dem Ort wegzogen, entwarfen die Einwohner einen Plan, so bestrickend vernünftig und sozial, dass man sich fragt, warum Riedlingen nicht längst überall ist: Wer kann, hilft den Betagten und bekommt dafür später im gleichen Maße Hilfe zurück – vorausgesetzt, der Ort hat dann noch genügend Einwohner und die Genossenschaft genügend Mitglieder. Acht Stunden werden Maria Friedrich und Elisabeth Bläicher heute mit den Senioren singen, einem Gottesdienst beiwohnen und viel schwätzen, wie man hier sagt. Gemeinsam mit zwei Fachkräften werden sie Roll-

stühle schieben, Speisen klein schneiden, Schuhe zubinden, Windeln wechseln und zwischendurch immer wieder papierdünne Haut streicheln. Acht Stunden können sie sich dafür am Ende des Tages auf einem Konto Guthaben schreiben lassen. Für spätere, schwere Zeiten der eigenen Hilfebedürftigkeit. Oder sich für eine geringe Entlohnung entscheiden.

Dass dieser Betrag eher klein ist, kommt den Gästen zugute. Die Einrichtungen der Genossenschaft sind preiswerter als im Rest des Ländles. Acht Stunden in der Tagespflege kosten je nach Pflegestufe zwischen 35 und 60 Euro am Tag. So können es sich zum Beispiel Kinder eher leisten, die Eltern selbst zu pflegen, ohne dabei ihr eigenes Leben völlig an Augen zu verlieren.

Acht Stunden werden Maria Friedrich und Elisabeth Bläicher heute mit den Senioren singen, einem Gottesdienst beiwohnen und viel schwätzen, wie man hier sagt. Gemeinsam mit zwei Fachkräften werden sie Roll-

stühle schieben, Speisen klein schneiden, Schuhe zubinden, Windeln wechseln und zwischendurch immer wieder papierdünne Haut streicheln. Acht Stunden können sie sich dafür am Ende des Tages auf einem Konto Guthaben schreiben lassen. Für spätere, schwere Zeiten der eigenen Hilfebedürftigkeit. Oder sich für eine geringe Entlohnung entscheiden.

Dass dieser Betrag eher klein ist, kommt den Gästen zugute. Die Einrichtungen der Genossenschaft sind preiswerter als im Rest des Ländles. Acht Stunden in der Tagespflege kosten je nach Pflegestufe zwischen 35 und 60 Euro am Tag. So können es sich zum Beispiel Kinder eher leisten, die Eltern selbst zu pflegen, ohne dabei ihr eigenes Leben völlig an Augen zu verlieren.

Acht Stunden werden Maria Friedrich und Elisabeth Bläicher heute mit den Senioren singen, einem Gottesdienst beiwohnen und viel schwätzen, wie man hier sagt. Gemeinsam mit zwei Fachkräften werden sie Roll-

stühle schieben, Speisen klein schneiden, Schuhe zubinden, Windeln wechseln und zwischendurch immer wieder papierdünne Haut streicheln. Acht Stunden können sie sich dafür am Ende des Tages auf einem Konto Guthaben schreiben lassen. Für spätere, schwere Zeiten der eigenen Hilfebedürftigkeit. Oder sich für eine geringe Entlohnung entscheiden.

Dass dieser Betrag eher klein ist, kommt den Gästen zugute. Die Einrichtungen der Genossenschaft sind preiswerter als im Rest des Ländles. Acht Stunden in der Tagespflege kosten je nach Pflegestufe zwischen 35 und 60 Euro am Tag. So können es sich zum Beispiel Kinder eher leisten, die Eltern selbst zu pflegen, ohne dabei ihr eigenes Leben völlig an Augen zu verlieren.

Acht Stunden werden Maria Friedrich und Elisabeth Bläicher heute mit den Senioren singen, einem Gottesdienst beiwohnen und viel schwätzen, wie man hier sagt. Gemeinsam mit zwei Fachkräften werden sie Roll-

stühle schieben, Speisen klein schneiden, Schuhe zubinden, Windeln wechseln und zwischendurch immer wieder papierdünne Haut streicheln. Acht Stunden können sie sich dafür am Ende des Tages auf einem Konto Guthaben schreiben lassen. Für spätere, schwere Zeiten der eigenen Hilfebedürftigkeit. Oder sich für eine geringe Entlohnung entscheiden.

BERIT UHLMANN